

Dominic Smith
DAS LETZTE BILD
DER SARA DE VOS

Dominic Smith

DAS LETZTE BILD DER SARA DE VOS

Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Roth

Ullstein

Für Tamara Smith, Parlamentsabgeordnete –
geliebte Schwester, treue Freundin, Wegbereiterin

Am Saum eines Waldes (1636)

Öl auf Leinwand

76 × 61 cm

Sara de Vos

Niederlande, 1607–16??

Eine Winterlandschaft im Abendlicht. Das Mädchen steht am vorderen Bildrand, die blasse Hand um einen Birkenstamm gelegt, und blickt hinaus auf die Schlittschuhläufer auf dem zugefrorenen Fluss. Ein halbes Dutzend sind es, dick ver mummt gegen die Kälte, übers Eis gleitende Tupfer aus braunem und gelbem Tuch. Ein gefleckter Hund springt neben einem Jungen her, der zu einem weiten Bogen ansetzt. Den Fäustling in die Luft gereckt, winkt er das Mädchen – uns – näher heran. Ein Stück flussaufwärts duckt sich ein Dorf, eingesponnen in einen Kokon aus Rauch und Feuerschein, unter der Glocke des zinngrauen Himmels. Aus einem Riss in den Wolken sticht ein einzelner Lichtspeer auf ein Feld herab, verhält bei den bloßen Füßen des Mädchens im Schnee. Ein Rabe, fast violett schimmernd in dem Dämmer, krächzt von einem Ast neben ihr. Durch die schmalen Finger ihrer herabhängenden Hand ist ein zerfranstes schwarzes Band geflochten; unter einem langen grauen Umhang lugt der zerschlissene Saum ihres Kleides hervor. Wir sehen sie im Halbprofil, dunkles Haar fällt in losen Strähnen um ihre Schultern. Ihre Augen fixieren einen Punkt in der Ferne – aber ist es Furcht, was sie an ihren Platz bannt, oder dieser seltsame Nimbus aus wintrigem Zwielflicht? Kann sie die eisige Uferböschung nicht erreichen oder will sie es nicht? Ihre Fußspuren führen durch den Schnee zurück Richtung Wald, aus dem Rahmen hinaus. Es ist, als wäre sie von außerhalb ins Bild gewandert, hätte sich aus unserer Welt auf die Leinwand verirrt, nicht ihrer eigenen.

Erster Teil

Upper East Side

November 1957

Das Gemälde wird in derselben Woche gestohlen, in der die Russen einen Hund in den Weltraum schießen. Ihm von der Wand überm Ehebett heruntergestohlen, bei einem Benefizessen für Waisenkinder auch noch. So wird Marty de Groot die Geschichte in den Jahren danach hindrehen, so wird er sie für seine Partner in der Kanzlei aufbereiten, wird auf Dinnerpartys und bei Drinks im Squashclub Lacher damit ernten. Wir tunken unsere Shrimps in Cocktailsauce, von Rachels bestem Porzellan natürlich, draußen auf der Dachterrasse, weil es mild ist für Anfang November, und währenddessen vertauschen zwei Gangster, die sich als, sagen wir, Kellner getarnt haben, das Original gegen eine meisterlich gefertigte Kopie. Besonders auf diese letzte Formulierung wird er stolz sein – *meisterlich gefertigte Kopie*. Er wird sie bei Freunden, Versicherungsvertretern und auch dem Privatdetektiv anbringen, weil sie die Spannung erhöht, weil sie nahelegt, dass hier ein Genie, ein kriminelles Superhirn geduldig seine Ränke gegen ihn geschmiedet hat, genau wie die Russen all diese Jahre konspiriert haben, um die Stratosphäre zu erobern. Die Wendung verschleiert außerdem die Tatsache, dass Marty die schöne Fälschung viele Monate lang gar nicht bemerkt hat.

Unerwähnt lassen wird er zumeist, dass sich Am Saum eines Waldes seit über drei Jahrhunderten im Besitz seiner Familie befindet und ihm von seinem Vater auf dessen Sterbebett vermacht wurde. Oder dass es das einzig erhaltene Gemälde von Sara de Vos ist, die 1631 als erste Frau der holländischen Lu-

kasgilde beitreten durfte. Und wem sollte er beichten, dass er beim bedächtigen, kontemplativen Sex mit seiner melancholischen Frau in den Jahren nach ihrer zweiten Fehlgeburt regelmäßig aufgeblickt hat in das bleiche, rätselhafte Gesicht des Mädchens? Nein, all das wird er für sich behalten wie einen heimlichen Glauben an einen launenhaften Gott. Er ist Agnostiker, neigt aber zu Anwandlungen krausesten Aberglaubens, eine Schwäche, bei der er sich nicht gern ertappen lässt. Im Stillen wird er mutmaßen, dass das Verschwinden des Gemäldes nicht nur das Ende von Rachels langwieriger Depression herbeigeführt hat, sondern auch der Grund ist, warum ihn seine Kanzlei endlich doch zum Partner befördert. Und dass das vermaledeite Bild schuld an der Gicht, dem Rheumatismus, den Herzinfarkten, Schlaganfällen und der sporadisch auftretenden Unfruchtbarkeit ist, die seine Familie über dreihundert Jahre hinweg heimgesucht haben. Wo immer das Gemälde hing, ob in London, Amsterdam oder New York – keiner der vormaligen Besitzer, so macht er sich klar, ist je älter als sechzig geworden.

Die Miet-Beatniks sind Rachels Versuch einer Wiederannäherung an das Leben. Angeödet von der bloßen Vorstellung sanft beduselter Patentanwälte in Umschlagmanschetten mit ihrem Smalltalk über Immobilien und Segeltörns in Nantucket, hat sie sich an das Inserat erinnert, das sie aus einem Alumni-Magazin ausgeschnitten hat, und es aus ihrer Rezepteschachtel hervorgesucht. *Verleihen Sie Ihrer Dinnerparty Schwung – mieten Sie sich Beatniks. Sämtl. Zubehör incl.: Bart, Sonnenbrille, alte Armeejacke, Jeans, löchriges Hemd, Turnschuhe oder Sandalen (wahlw.). Preisnachlass möglich bei Rasur, ordentl. Schuhwerk oder Haarschnitt. Auch weibl. Beatniks verfügb.*

Wenn sie schon alljährlich Spenden für die Waisen der Stadt sammeln – was selbst Rachel etwas zu sehr nach Charles Dickens klingt –, warum der Stadt dann nicht Einlass gewähren, warum die Veranstaltung nicht ein bisschen erden mit einer

Portion Schmutz und Farbe aus der Lower East Side und dem Village? Als sie die Nummer anrief, meldete sich eine Frau mit Polypenstimme, die ganz offenbar von einem Skript ablas: Für eine Pauschale von 250 Dollar, leierte sie ihr vor, würden sich pünktlich zur vereinbarten Zeit zwei Künstler, zwei Dichter und zwei Intellektuelle einfinden. Rachel stellte sich ein Souterrain in Queens vor, Neonröhren, in deren fahlem Schein Geschiedene mit Kopfhörern saßen wie Usambaraveilchen im Treibhaus. Sie stellte sich arbeitslose Schauspieler vor, die aus Hoboken angeschlappt kamen, die Adresse auf ein Streichholzheft gekritzelt. Die Frau fragte: »Wie viele Beatniks nehmen Sie dann, Ma'am?« und: »Möchten Sie die Frauen lieber mit Ponchos oder Bolerojacken?« Am Ende des Telefonats hatte Rachel ihre gesamte Garderobe ausgewählt, bis hin zu den Ballerinas, Baskenmützen, Sonnenbrillen und Silberohrringen. Das ist inzwischen Wochen her, und jetzt, am Tag des Ereignisses, fragt sie sich, ob ihre originelle Idee nicht doch eher eine Geschmacksverirrung war. Ein russischer Hund kreist um den Planeten, und sie fürchtet, ihr kleiner Scherz könnte als frivol und unpatriotisch aufgefasst werden. Den ganzen Morgen brütet sie darüber, außerstande, Marty zu gestehen, dass um Punkt neun, während der Après-Dinner-Cocktails, ein Trupp Bohemiens bei ihnen einfallen wird.

Marty hat ebenfalls eine Überraschung parat, seine eigene kleine Darbietung für seine Gäste und Kollegen. Aber davon schweigt er wohlweislich, während Rachel die Leute vom Partyservice instruiert. Um fünf duften alle drei Etagen der Wohnung nach Lilien und frischem Brot, und es weckt auch die restlichen seiner Sinne. Er steht bei der Terrassentür im obersten Stock, ab vom Schuss, blickt durch die im Abendlicht leuchtenden Räume, und diese Flut späten Lichts erfüllt ihn mit einem flüchtigen Gefühl nostalgischer Genugtuung. Alles wirkt so ungeheuer solide und real um diese Tages- und Jahreszeit, jeder Gegenstand aufgeladen mit Bedeutung. Als Heran-

wachsendem erschienen ihm die Räume hier oben abweisend, ein Museum, kein Zuhause. Die niederländischen Porträts mit ihren dämmrigen, holzgetäfelten Interieurs hatten etwas Bedrückendes für ihn, die fernöstlichen Lackschatullen etwas Kaltes, Asketisches, aber nun, da all die Dinge ihm gehören, befriedigt der Anblick, gerade in dieser Stunde vor dem Anschalten der ersten Lampe, ihn ungemein. Ein Leben, ausgedrückt und aufgegliedert in Objekten. Wenn er die Augen schließt, riecht er das Leinöl in den Seestücken, riecht die türkischen Gebetsteppiche mit ihrem undefinierbaren Duft warmen Heus. Er schenkt sich zwei Fingerbreit Single Malt ein und zieht sich damit in den dänischen Lehnssessel zurück – seinen Hamlet-Sessel, wie Rachel ihn nennt. Carraway, der zehnjährige Beagle, kommt mit klimperndem Halsband vom Flur her über das Parkett getrottet. Marty lässt die Hand herabbaumeln, und während der Hund ihm die Fingerspitzen abschleckt, erhascht er durch die geöffnete Küchentür einen Blick auf die Kellner in ihren gestärkten weißen Schürzen und zwischen ihnen Rachel; den Kopf gesenkt, eine Hand an ihrer Perlenkette, verhandelt sie mit einer Diskretion, dass es eine Frage der nationalen Sicherheit sein könnte, die da erörtert wird, und nicht Pilau und Räucherlachs. Im Grunde ist sie immer dann ganz und gar in ihrem Element, denkt er, wenn es etwas zu planen gibt – eine Reise, ein Essen, eine Party. Doch seit einiger Zeit hängt um Rachel diese stille Mattigkeit, an die sie beide nicht rühren. Fortwährend scheint sie kurz davor, leise nach Luft zu ringen, und sooft sie ein Zimmer betritt, wirkt es, als hätte sie sich draußen im Flur erst sammeln müssen wie ein Schauspieler vor seinem Auftritt. Wenn er spät aus der Kanzlei heimkommt, ist sie manchmal im Wohnzimmer eingeschlafen, alle Lichter gelöscht, Carraway neben ihr zusammengerollt. Oder er findet leere Weingläser im Haus verteilt, in der Bibliothek, neben dem Bett, findet russische Romane zwischen den Sofakissen oder draußen auf der Terrasse, wo das Wetter sie ausbleicht und zerfleddert.

Sie fängt seinen Blick auf und kommt auf ihn zu. Er krault Carraway hinter den Ohren und lächelt ihr entgegen. Die letzten fünf Jahre, denkt er, hätten ebenso gut zwanzig sein können. Im Frühling ist er vierzig geworden, gleichsam als Tusch auf seine dümpelnde Karriere und ihrer beider Unfähigkeit, Kinder in die Welt zu setzen. Letztlich, so muss er sich eingestehen, ist er alles spät angegangen, das Jurastudium, den Beruf, die Familiengründung. Ererbter Wohlstand hat ihn träge gemacht, ihn im Wachstum gehemmt, bis er die dreißig überschritten hatte. Nach sieben Jahren hopp oder top lautet die Faustregel für Partnerschaftsanwärter in der Kanzlei, und Marty's siebtes Jahr läuft. Er sieht es in dem Blick, mit dem Rachel sich ihm nähert: *Warum haben wir so lange gewartet?* Sie ist acht Jahre jünger als er, aber weniger robust. Nicht direkt zerbrechlich, nur ängstlicher, leichter verwundbar. Einen gedehnten Moment lang denkt er, sie naht mit einem gemessenen, ehefraulichen Kuss – eine dieser einstudiert wirkenden Gesten, die sie ab und zu aus den Falten ihrer Depression hervorzaubert. Stattdessen ermahnt sie ihn, keine Hundehaare an seine Anzughose zu bringen. Von nahem riecht er den Burgunder in ihrem Atem, und er überlegt kurz, was die Kellner von ihr halten mögen, verachtet sich dann für diesen Gedanken. Er beobachtet sie, wie sie den Gang entlang Richtung Schlafzimmer entschwindet. Er selbst bleibt sitzen, bis der Raum bis zum Rand mit Dunkelheit vollgelaufen ist. Erst dann steht er auf und geht von Zimmer zu Zimmer, um die Lichter anzudrehen.

Kurz vor sieben ruft Hart Hanover, der Portier, an und meldet den de Groots, dass er ihre ersten Gäste heraufschickt, Clay und Celia Thomas. Marty dankt ihm und vergisst auch nicht, sich nach Harts Mutter zu erkundigen, einer Frau, die draußen in Queens still an Krebs stirbt. »Tapfer wie eh und je, Mr de Groot, danke der Nachfrage.« Hart war schon Ende der zwanziger Jahre, als Marty's Vater das Penthouse gekauft hat, Portier

in dem Gebäude Ecke East 80th Street und Fifth Avenue. Der schmale dreizehnstöckige Bau besteht aus nur sechs Wohnungen, und sämtliche Bewohner behandeln Hart wie einen gütigen alten Onkel, der finanziell zu kämpfen hat. Marty sagt, sie werden ihm ein Essenstablett hinunterbringen lassen, und hängt auf. Er und Rachel gehen die beiden Treppen hinab, um den Lift zu erwarten. Der geschäftsführende Teilhaber der Kanzlei und seine Frau kommen unweigerlich als Erste und gehen auch als Erste. Sie sind beide in den Sechzigern, und im Sommer enden die Abendgesellschaften bei ihnen, bevor es draußen dunkel wird.

Die Lifttüren öffnen sich, und die Thomas treten heraus auf den schwarzen Marmorboden des Foyers. Rachel nimmt den Gästen immer eigenhändig die Mäntel und Hüte ab, und etwas an diesem Ritual, dieser Vortäuschung häuslicher Demut, bringt Marty jedes Mal in Harnisch. Der Haushälterin, Hester, hat Rachel demonstrativ für den Großteil des Abends freigegeben; sie sitzt wahrscheinlich in ihrem Zimmer vor dem Fernseher. Also muss er seiner Frau zuschauen, wie sie seinem Chef den Kamelhaarmantel abnimmt (der viel zu warm ist für die Witterung) und Celia ihr Schultertuch aus Kaschmir. Auch heute fällt Marty wieder auf, wie unbehaglich Clay bei jedem seiner Besuche hier dreinschaut. Er stammt aus einem Geschlecht alteingesessener Neuengländer: Geistliche, Intellektuelle, eine Kultiviertheit und Privilegiertheit, über die ein Wort zu verlieren schlechter Stil wäre. Ingeheim scheint er Marty seinen ererbten Reichtum zu verübeln – mahlt stumm mit den Kiefern, als würde er Eisen schmecken, sobald er über die Schwelle tritt. Auch das bremst Martys Aufstieg zum Partner, argwöhnt er; sein dreistöckiges Penthouse mit ungehindertem Blick auf Metropolitan Museum und Central Park beleidigt die aristokratische Zurückhaltung seines Chefs.

Clay bohrt die Hände in die Hosentaschen und wippt auf den Fußballen, ein überbreites Lächeln im Gesicht. Marty

muss an einen Mann denken, der im Smoking Holz gehackt hat, voll Tatendurst nach seinem kurzen, belebenden Kontakt mit den Elementen.

Clay sagt: »Haben Sie noch einen Stock draufgesetzt, Marty? Ich könnte schwören, Ihre Wohnung wird von Mal zu Mal ein Stück größer.«

Marty quittiert dies mit einem kleinen Lachen, spart sich aber die Antwort. Er schüttelt Clay die Hand – was er im Büro nie tun würde – und küsst Celia auf die Wange. Hinter seinen Gästen sieht er Rachel, halb verschluckt von den Tiefen des Garderobenschrankes, über die feine Wolle von Celias Schal streichen. Sie könnte in diesen Schrank gehen und nie wieder herauskommen, denkt er.

»Er wollte unbedingt laufen, den halben Park hoch«, beschwert sich Celia.

»Jetzt bekommen Sie beide erst mal einen Drink.« Rachel führt sie zur Treppe.

Clay setzt seine Brille ab und poliert die Gläser mit einem Taschentuch. Im Lampenlicht des Flurs bemerkt Marty einen dicken roten Striemen auf Clays Nasenrücken und fühlt sich an einen Landpfarrer erinnert, der gleich eine flammende Predigt vom Stapel lassen wird.

Clay sagt: »Wenn wir für Waisenkinder spenden, sollten wir laufen, dachte ich. Außerdem ist es ein wunderschöner Abend. Aber keine Bange, Schatz, zurück nehmen wir ein Taxi. Ich warne Sie, Marty, ich bin völlig ausgehungert nach diesem Marsch. Ich werde schlingen wie ein Wikinger.«

»Da haben Sie Glück«, sagt Marty. »Rachel hat sämtliche Partydienste von ganz New York angeheuert.«

Sie haben das Dachgeschoss erreicht. In dem Moment, in dem sie aus dem langen Flur in den Salon kommen, hebt draußen das Streichquartett zu spielen an, und hinter der Terrassenmauer leuchten die Wohntürme jenseits des Parks wie Ozeanriesen, pointillistische Muster über dem Dunkel der Baumkronen. Marty hört Celia einen ganz schwachen Seuf-

zer ausstoßen und weiß, das ist der Neid. Er denkt an das nüchterne Steinhaus der beiden mit seinen schmalen Fenstern, seinem kreidigen Pfarrhausgeruch. Clay räuspert sich, während sie hinausblicken auf das Büfett auf der Terrasse, die Berge von Horsd'œuvres, die Pyramide aus glitzerndem Eis und Shrimps.

Celia schluckt, sagt dann: »Es sieht traumhaft aus, wie immer, Rachel.«

»Ein paar Anrufe, mehr habe ich nicht gemacht.«

»Von wegen«, sagt Marty. »Hier wurde fünf Wochen lang geplant wie für die Invasion in der Normandie. Jedenfalls dachten wir, wir nutzen das warme Wetter aus. Sie können draußen oder drinnen sein, ganz wie Sie möchten.«

»Einen Gimlet und eine Handvoll Erdnüsse«, sagt Clay, »mehr brauche ich gar nicht.«

Marty hört in Clays Smoking loses Kleingeld klimmern und sieht den Mann vor sich, wie er vor einem schmucklosen Schreibpult oder Sekretär steht und sich die Vierteldollars und Zehn-Cent-Stücke in die Hosentaschen füllt. Irgendwo da drin ist bestimmt auch ein Schweizer Messer. Er sagt: »Tut mir leid, Clay, ich fürchte, Sie müssen mit Brie und Shrimps vorliebnehmen.« Mit ausladender Geste zeigt er hinaus auf die Terrasse. Unten klingelt es, und Rachel eilt den Gang entlang, ehe Marty sie aufhalten kann.

Mit seinen zweihundert Dollar pro Gedeck lockt das Dinner der Aid Society alljährlich die gleichen rund sechzig Gäste an: Anwälte, Chirurgen und Firmenvorstände aus Uptown Manhattan, philanthropisch gesinnte Gattinnen, einen pensionierten Diplomaten. Abendkleidung ist vorgeschrieben, und es gibt eine Sitzordnung, kalligraphisch gestaltete Platzkärtchen an zehn runden Tischen. Jedes Jahr sagt Rachel einem japanischen Künstler in Chelsea ihre Namensliste durch, und drei Tage später wird der Reispapierumschlag mit den Tischkarten darin geliefert. Marty fertigt den Sitzplan an, nach einer Me-

thode, die er sich von einem Freund abgeschaut hat, der bei Sotheby's Auktionator für europäische Kunst ist: Die reichsten Gäste sitzen dem Auktionstisch am nächsten, und die Kellner sind angewiesen, ihre Weingläser alle Viertelstunde nachzufüllen. Diese Strategie hat die zehn Jahre, die Marty die Essen der Aid Society schon ausrichtet, zu den einträglichsten in der Geschichte der Organisation gemacht. Die Gebote, die bei der stillen Auktion für Karibikkreuzfahrten, Opernkarten, Füllfederhalter und Abonnements des *Yachting*-Magazins abgegeben werden, sind samt und sonders haltlos überhöht. Marty hat einmal ausgerechnet, dass Lance Corbin, ein orthopädischer Chirurg, der nicht einmal ein Boot besitzt, für jede Ausgabe seines *Maritime Monthly* 120 Dollar hinblättert.

Die Tische, mit Lilien und antikem Silber geschmückt, sind im Salon gedeckt, der an die Terrasse angrenzt. Da es so warm ist, sollen Cocktails, Champagner und die Desserts im Freien serviert werden, aber Marty besteht darauf, dass das Essen selbst drinnen stattfindet, wo man mehr Licht hat, um seine Schecks auszustellen, und wo holländische und flämische Genrebilder und Landschaftsgemälde wenn auch nicht unbedingt Waisenkinder, so doch eine gewisse Unterprivilegiertheit suggerieren – der Knecht, der bei Wind und Wetter irgendeine Tierhälfte in ein Kellerloch schleppt, die Zecher in der Schenke, die mit Löffeln nach einer Katze werfen, der Avercamp mit seinen rotgesichtigen schlittschuhlaufenden Bauern auf einem zugefrorenen Kanal.

Als Rachel zum Essen hineinbittet, schwenkt das Streichquartett von Rossini zu Bach'scher Tafelmusik um. Rachel und Marty sitzen wie stets an getrennten Tischen, um die Tuchführung mit den Gästen zu maximieren, aber Marty ertappt seine Frau wiederholt dabei, wie sie geistesabwesend in ihr Weinglas starrt. Clay Thomas gibt seine ewig gleichen Erzählungen über seine Zeit als Sanitäter im Ersten Weltkrieg zum Besten, über Fußballspiele mit den Italienern in knöcheltiefem Matsch. Die anderen Gäste an diesem Tisch wechseln, aber sich selbst teilt

Marty jedes Mal pflichtschuldigst für Clay Thomas ein. Solange er noch nicht Partner ist, wird er Jahr für Jahr wieder so tun, als hörte er Clays Kriegsgeschichten zum ersten Mal.

Nach dem Essen und der Auktion verteilen sich die Gäste wieder über die Terrasse. Dort ist ein langer Tisch mit Champagnerflöten, Paletten von Profiteroles, ganzen Bataillone von belgischen Pralinen und Näpfchen mit Crème brûlée aufgebaut. Wie in den vergangenen Jahren überlässt Rachel das so wichtige Rundendreien Marty. Sie fühlt sich nie wohl mit den herumflachsenden Männern und auch mit den Frauen der Partner nicht, deren Kinder alle auf dieselben Schulen und Colleges gehen. Ihr sind die Außenseiter lieber, die Schwester des großen Gesellschaftslöwen, die Cousine eines bedeutenden Wohltäters, die von außerhalb zu Besuch ist. Das sind die Menschen, bei denen sie am entspanntesten ist, Menschen, die sie nicht fragen, ob sie denn nie daran gedacht hat, eine Familie zu gründen. Marty wirft ihr regelmäßig vor, sie würde sich in ihrem eigenen Haus verstecken, sich in verkrampfte, unbeholfene Konversation mit Wildfremden flüchten. Er sagt ihr auch, dass seine Partner sie für arrogant halten statt für zart und schüchtern. Von der Ecke der Terrasse aus, wo sie mit halbem Ohr einer Unterhaltung über den Straßenkötter folgt, den die russischen Wissenschaftler irgendwo in Moskau auf gelesen haben, kann sie die prunkvolle Wanduhr im Salon sehen und macht sich klar, dass ihre Beatniks in weniger als einer halben Stunde hier sein werden. Sie blickt über die Menge, um zu ermessen, wie die Truppe wohl ankommen wird. Sie weiß selbst nicht, will sie den Abend auflockern oder hofft sie ihn zu torpedieren? Wenn sie die Situation falsch eingeschätzt hat, wird sie die Bohemiens im Foyer abfangen, ihnen ihr Geld in die Hand drücken und sie wieder hinausschicken in die Nacht.

Draußen hat es stark abgekühlt, und viele Gäste haben sich ihre Mäntel geholt. Schon vorhin, während der Cocktails, hat Marty den offenen Kamin auf der Terrasse angeheizt, um-

standen von Clay und den anderen Partnern mit ihren Drinks und ihren guten Ratschlägen, bis schließlich Clay Asbesthandschuhe übergestreift und mit dem gusseisernen Schürhaken die Scheite in der Mitte umgeschichtet hat – unten müssten mehr blaue Flämmchen und mehr Luft sein, belehrte er die Jüngeren. Jetzt steht ein Häuflein von ihnen um das munter flackernde Feuer: Anwälte mit Zigarren und losem Metapherngebrauch, die über Philosophie, das Problem der Verslumung und die Gebührenordnung fachsimpeln. Durch die Glastür sieht sie die Kellner Stapel benutzter Teller zu der Geschirrstation tragen, die sie im hinteren Flur aufgebaut haben, dem alten Dienstbotenkorridor, auf den die rückwärtigen Türen der Schlafräume hinausführen. Die »Nachttopfgasse« nennt Marty ihn und behauptet, sich daran zu erinnern, dass seine senile holländische Großmutter – eine große Gintrinkerin vor dem Herrn – ihren »Potschamber« dort hinauszustellen pflegte, damit die Dienerschaft ihn entsorgte. Aber es gab keine Dienerschaft, nur eine überarbeitete Haushälterin, die den Korridor schon vor Jahren außer Betrieb gesetzt hatte und die die Nachttöpfe erst entdeckte, als der Geruch durch die Wände drang. Inzwischen muss sich ein Dutzend Kellner dort hinten zusammengefunden haben. Vage hat sie das Gefühl, dass sie vielleicht hingehen und nach dem Rechten sehen sollte, sich vergewissern, dass es keine Scherben gegeben hat, dass die Kellner nicht aus den Flaschen trinken, aber da sieht sie Marty mit Hester konferieren. Sie hat Hester den Abend mehr oder weniger freigegeben, nachdem die Blumen auf die Vasen verteilt waren (Hester wird schließlich auch nicht jünger), darum fragt sie sich nun, ob Marty die arme Frau aus ihrem Zimmer geklopft hat.

Jetzt geht Hester von der Terrasse hinüber zur Bibliothek und rollt ein mit einer Decke verhängtes Metallwägelchen heraus, das eine Schleppe von Verlängerungskabeln hinter sich her zieht. Marty unterdessen hat Carraway auf den Arm genommen und sieht aus, als wollte er das Wort an seine Gäste richten.

Ein paar Gläser Wein, und er verwandelt sich in seinen Vater, dem noch der kleinste Anreiz zu großen Reden recht war. Mit etwas Pech geraten diese Ansprachen plump und rührselig. Er hat schon Tränen über weit Harmloseres als Waisenkinder vergossen, darum befürchtet Rachel das Schlimmste, als sich die Gäste um ihn zu scharen beginnen. Das Bach-Adagio, das aus einer Ecke der Terrasse herüberdringt, bricht abrupt ab.

Marty blickt mehrere Sekunden in den Feuerschein, strafft die Unterlippe. »Tja, ich dachte, vielleicht sage ich ein paar Worte ... Zunächst mal danke Ihnen allen, dass Sie heute Abend hier sind und diesen guten Zweck unterstützen. Wie üblich ist eine hübsche Summe zustande gekommen.«

Er tätschelt dem Hund, der in seiner Armbeuge liegt, das Hinterteil; seine freie Hand hält die Zigarre.

»Wie wir alle wissen, wurde diese Woche das erste Lebewesen in den Weltraum geschickt, auf eine Fahrt ohne Wiederkehr ...«

Rachel nimmt sich ein Glas Champagner von einem Tablett, das an ihr vorbeigetragen wird. Wie um Himmels willen, denkt sie, will er den Bogen vom Weltraum zurück zu den Waisenkindern schlagen?

»Wenn diese Hündin in ein paar Tagen ihre letzte Futterration auffrisst, so habe ich mir sagen lassen, dann wird ihre Abschiedsmahlzeit entweder vergiftet sein oder es tritt ein Gas aus, das sie einschläfert. Das ist offenbar die russische Art, vierbeinige Weltraumforscher zu behandeln ...«

Ein Beben hat sich in seine Stimme eingeschlichen; er verstummt. Einige der Partner nippen an ihren Drinks, den Blick in den Kamin gerichtet – Verlegenheit, fragt sich Rachel, oder doch patriotische Ehrerbietung?

»Na, und da kann ich nicht anders, ich muss an unseren kleinen Beagle Carraway hier denken, und ich habe mir gesagt, lassen wir ihn teilhaben an diesem historischen Augenblick.«

Mittlerweile hat Hester einen Küchenstuhl gebracht, und Marty setzt den Hund sanft darauf nieder. Er deckt den Roll-

wagen auf und enthüllt das Amateurfunkgerät aus der Bibliothek mitsamt Kopfhörern und einem verchromten Mikrophon.

»Wie der Zufall es will, sendet Sputnik 2 das gleiche Signal wie Sputnik 1, wenn ich also die richtige Frequenz finde, sollten wir die Russentöne hören können, wie sie über uns um die Erde kreist. Meinen Funkerkollegen in Chicago zufolge müsste das Signal ungefähr jetzt in Reichweite sein ...«

Marty schaut auf die Uhr und schiebt Carraway auf seinem Stuhl näher an das Mikrophon heran. »Ich will Carraway seine Rivalin hören lassen, vielleicht rüttelt ihn das ein bisschen auf. Im Dezember kriege ich ihn kaum zu seiner Runde im Park.«

Das trägt ihm ein paar höfliche Lacher ein.

Rachel sieht unter ihren Gästen umher. Die Frauen lächeln über Carraway, der an dem Metallnetz über dem Mikrophon schnuppert. Die Männer sind skeptischer und raunen sich Bemerkungen zu. Marty erweckt den Apparat zum Leben, drückt Knöpfe, dreht an der großen Skalenscheibe in der Mitte. Ein kurzes Knistern ertönt, dann ein paar versprengte Nachrichtenfetzen aus Kanada und zwei, drei Takte Polka, bevor sie endlich das Signal auffangen – ein hohles, unterseeisches Piepsen. Das Geräusch schmerzt beinahe in den Ohren, ein unirdischer Fiepton, in dem eine stumme sowjetische Bedrohung mitzuschwingen scheint.

»Hört ihr es?«, sagt Marty. »Das sind sie.«

Die Gäste sind näher herangetreten, die Männer ganz gebannt jetzt, sieht Rachel, ihre Zigarren vergessen in den lose herabhängenden Händen. Eine volle Minute lang lauschen sie dem Signal. Dann schließt Marty die Kopfhörer an und setzt sie Carraway auf, nachdem er den Ton leiser gestellt hat. Der Beagle zuckt zusammen und bellt. Marty erklärt der Versammlung, dass das Mikrophon ausgeschaltet ist, dass es ihm nicht erlaubt ist, den Hund unter seiner Kennung bellen zu lassen, dass er dafür aus der Amateurfunkergemeinschaft ausgeschlossen werden würde, aber dessen ungeachtet feuern schon bald erste Gäste Carraway an, es dem Russki-Köter zu

zeigen. »Sag ihm, wir sind ihnen dicht auf den Fersen«, ruft einer der Partner. Marty tut so, als würde er das Mikrophon aufdrehen, und über dem ganzen Trubel beginnt der Hund zu bellen und zu jaulen. Schließlich belohnt Marty ihn mit einer aus der Schale gelösten Garnele von einem Tisch in der Nähe und lässt ihn wieder nach drinnen trotten, und alle klatschen dem kleinen Patrioten Beifall. Marty bringt einen Toast auf die Raumfahrt und den aufsteigenden Stern Amerikas aus. Rachel wendet sich um, und über den Rand ihres Glases sieht sie die Miet-Beatniks durch die Flügeltüren auf die Terrasse treten, dicht gefolgt von der händeringenden Hester. Sie kann sich Hart Hanovers Verwirrung unten am Empfang vorstellen, den Anruf über die Haussprechanlage, den Hester entgegengenommen hat, und jetzt wohnt sie dem Einzug der Beatniks bei, Amerikas Antwort auf die kosmischen Aspirationen der Russen. Bärtige, BH-lose, barfüßige Freiheit. Sie sind zu sechst, drei Männer und drei Frauen. Einer der Männer, marxistischer Poet oder vegetarischer Philosoph, wirkt aufrichtig entrüstet über den Anblick, der sich ihm hier auf der Dachterrasse bietet.

Die Beatniks halten sich an die Ränder der Menge – stoßen Gespräche über Kunstaustellungen in aufgelassenen Umspannwerken an, über Pfannkuchenpartys in spartanischen Lofts in der Thompson Street. Anfangs sind sie handsam genug, und selbst Marty muss zugeben, dass es eine schlaue Idee war. Die Frauen in ihren flachen Sandalen trinken Rotwein und tanzen exotisch vor dem offenen Kamin. Eine bringt der Gattin eines Partners Fandango bei, und das Quartett ist auf die Terrasse zurückgekehrt und improvisiert. Die bärtigen Männer in ihren Kordjacken und Kolanis verwickeln die Manhattaner in Diskussionen, legen ein ethnologisches Interesse an den Ritualen dieser dekadenten, geldigen Nordstaatler an den Tag. Sie schmeicheln, pflichten bei, lachen leise über das nervöse Gewitzel eines Zahnarzts. Eine Frau mit Drachenohrringen

tauscht mit einem Anlagenbankier die Visitenkarten, aber auf ihrer steht nur ein Wort geprägt: *Wehe*. Die erste Viertelstunde hindurch sind alle ganz hin und weg von diesem raffinierten Partygag, und Marty schiebt sich von hinten an Rachel heran und flüstert ihr zu, dass ihr da eine sehr schöne Überraschung gelungen ist. Doch dann merkt er plötzlich, dass drinnen im Wohnzimmer einer der Männer – mit roter Baskenmütze und alter Armeejacke – ein Grüppchen Gäste beim Wickel hat. Von seinem Platz auf der Terrasse aus kann Marty ihn sehen, wie er auf einem antiken Stuhl vor seiner leicht erschrockenen Zuhörerschaft steht und die Obstschale der de Groots in die Höhe hält. Marty hat die Flügeltür schon fast erreicht, da vertritt ihm *Wehe* mit einem randvoll mit Shrimps beladenen Teller den Weg. Warum haben die Kellner die Vorspeisen nicht längst aus dem Verkehr gezogen? Sollen sich diese Künstlertypen jetzt hier auf seiner Dachterrasse auch noch eine Lebensmittelvergiftung holen? »Mein richtiger Name ist Honey«, sagt die Frau, »und ich habe vor, mein Körpergewicht in Krustentieren zu essen. Sie müssen der Gastgeber sein. Schön, Sie kennenzulernen, Gastgeber!« Sie ist angetrunken und barfuß; ihr langer Rock sieht aus wie aus alten Amish-Quilts zusammengeflickt. Marty schenkt ihr ein dünnes Lächeln und versucht zu erkennen, was in der Wohnung vor sich geht.

»Was zum Teufel macht Ihr Freund da auf dem Stuhl?«, fragt er sie.

»Benji? Ach, der hat sich mit Benzodrin zugeknallt. Wenn Sie nicht aufpassen, vögelt der Ihnen glatt die Obstschale.«

Marty fühlt seine Bewegungen steif werden vor Widerwillen. Die spanische Musik ist durchsetzt mit Lachsalven und Olés, als er sich seinen Weg nach drinnen bahnt und nach rechts abschwenkt.

»Sehen Sie diese Williamsbirne, Ladies und Gents, saftig und triefend vor Sinnlichkeit, die sich da mit einem Red Delicious gemein macht ... Sie wartet nur darauf, ihrer Bestimmung zugeführt zu werden.« Der Mann nimmt die Birne aus

der Schale, führt sie an den Mund und beißt hinein, dass das Fruchtfleisch nach allen Seiten spritzt.

»Entschuldigen Sie, aber ich glaube, das reicht«, sagt Marty.

Der Mann schaut herrisch auf ihn herab, sein Bart übersät mit Birnenstückchen. Marty kennt sich mit Amphetaminen nicht aus, aber er erkennt einen Geistesgestörten, wenn er einen sieht – der Kerl hat Pupillen so groß und so blank wie Pennys.

»Ist der da der Obermacker hier?«, fragt der Mann sein Publikum.

»Ich kann auch die Polizei holen«, sagt Marty. Er spürt, wie immer mehr Gäste von der Terrasse hereinkommen und sich schweigend hinter ihm sammeln, um Zeuge der Szene zu werden.

Voller Verachtung schüttelt der andere den Kopf. »Du zahlst für diesen Spaß, Sportsfreund. Du dachtest, die Clownstruppe rückt hier an, nippt ein paar Schlückchen von deinem Champagner, sagt ein paar Gedichte übers Trampen und Wild-Campen auf und zieht dann brav wieder ab. Irrige Annahme, Amigo. Zu kurz gedacht, Compadre. Das Skript gilt nicht mehr. Wir sind jetzt Gäste in deinem Beau-Monde-Museum: deine dunkle Seite, die Dämonen, die dich dein ganzes jämmerliches Leben lang verfolgt haben. Jetzt stehen sie vor dir, Bruder. Sehr erfreut.«

Neben Marty ist Honey aufgetaucht, die immer wieder »ganz ruhig« sagt, als spräche sie zu einem durchgehenden Pferd.

»Ihre Heimfahrt übernehmen natürlich wir«, tönt Rachels Stimme aus der Menge. »Wir setzen Sie jetzt alle schön ins Taxi, und ein Essenspaket bekommen Sie auch mit.«

Angesichts solcher Herablassung verfällt der Mann auf dem Stuhl in Zuckungen wie ein Straßenprediger, der die nahende Apokalypse verkündet. »Ich werd nicht mehr! Wir wollen eure verdammten Brosamen nicht, Lady Macbeth. Wir sind nicht auf eure Häppchen aus oder auf euren Wein, wir sind hier, weil Amerika drauf und dran ist, den Schwanz von Onkel Russki zu

lutschen, und wir euch zeigen wollen, wie so ein dicker roter Kommunistenpimmel von nahem aussieht ...«

In diesem Moment drängt sich Clay Thomas durch die Zuschauermenge. Im Rückblick wird Marty denken, dass er nicht erzürnter schien als jemand, der aus seinem Mittagsschlaf gerissen worden ist. Er wirkt verärgert, aber in keiner Weise zu Gewalt aufgelegt. Im Gehen zieht er sein Jackett aus, knöpft die Manschetten auf und krepelt die Ärmel hoch, als wollte er sich an den Abwasch machen. Aber als ehemaliger Weltergewichtsboxer für Princeton ist Clay sowohl standfest als auch flink. Marty will ihn gerade fragen, ob sie die Polizei rufen sollen, da hat er plötzlich die Smokingjacke seines Chefs in der Hand. Ohne einen Blick in das Gesicht des Störenfrieds tritt Clay hinter den Stuhl und kippt ihn mit einem Ruck nach vorn, so dass der Mann abspringen muss. Die Obstschale fällt zu Boden, Äpfel und Birnen kullern unter die Möbel.

»Spinnst du jetzt, Alter?«

Clay versetzt ihm einen kurzen Stoß vor die Brust. »Zeit zum Nachhausegehen.«

Einen Moment hält der Mann in der Baskenmütze die Stellung, Augen nach hinten verdreht, Arme schlaff herabbaumelnd. Was wird er tun – Clay eine antike Vase über den Schädel braten oder in deliriöser Panik davonstürzen? Beides scheint gleichermaßen im Bereich des Möglichen. Honey und die anderen Beatniks haben sich im Flur versammelt und rufen mit klagenden Stimmen nach ihrem Genossen.

Rachel sagt: »Die Polizei ist unterwegs.«

Das bedenkt er eine Weile, begrübelt es durch den Nebel in seinem Kopf. Dann endlich lässt er sich auf die Hacken zurückfallen und macht kehrt, schlurft hinter seinen Kumpanen den Flur entlang. Clay folgt ihnen die Stufen hinunter. Marty ruft bei Hart Hanover durch und bittet ihn, sicherzustellen, dass die Eindringlinge das Gebäude auch wirklich verlassen, wenn sie im Hauptfoyer ankommen. Nachdem Clay sich noch vergewissert hat, dass sie in dem privaten Aufzug im elften Stock

verschwunden sind, wird er oben mit lautem Beifall empfangen. Marty klatscht mit, aber er fühlt sich bloßgestellt und düpiert. Er hat soeben mit ansehen müssen, wie sein sechzigjähriger Chef die Beatniks hinausgeworfen hat wie eine Horde Teenager, die bei einer Matinee stören. Und was noch mehr schmerzt: Rachel hat auch noch bezahlt für diese Blamage, hat angerufen und sie herbestellt wie den Zimmerservice.

Clay steht neben Marty und knöpft sich die Manschetten wieder zu. Er nimmt ihm die Smokingjacke ab und zieht sie an. »Wer sich Löwen zum Essen einlädt, der kassiert manchmal Bisse«, sagt er.

Marty weiß, die souveräne Reaktion wäre es, Clay für sein Durchgreifen zu danken, aber das bringt er nicht fertig. Er schaut dem Ehepaar Thomas nach, als die beiden zur Tür gehen. Noch weitere Gäste nutzen die Gelegenheit, sich zu verabschieden. Rachel ist nirgends zu sehen, die Aufbrechenden müssen mit der verdrossenen Hester vorliebnehmen, die mit abgewendetem Blick die Mäntel ausgibt. Als auch die Letzten gegangen sind, steht Marty einen Moment da, den Rücken an die Lifttür gelehnt. Hester wünscht ihm eine gute Nacht, und er steigt die Treppe hinauf, tastet sich durch den dunklen Flur ins Schlafzimmer. Erst als er sich schon ausgekleidet hat und nackt in dem Lichtstreifen steht, der vom Bad hereinfällt, empfindet er den Tag vollends als grausamen Scherz. Rachel hat sich zur Wand gedreht und stellt sich schlafend. Alles in Marty vibriert noch immer vor Demütigung, bis hinein in die Fingerknöchel, die Zähne. Er starrt empor zu dem Gemälde, hofft auf die beschwichtigende Kraft dieser frostigen Stille. Wie zerbrechlich das Mädchen ist, in seiner Schweben zwischen Wald und vereistem Fluss. Die Gesichter und Hände der Schlittschuhläufer glühen rot vor Kälte. Beim Anblick des Hundes, der über das Eis springt, dem Jungen nachjagt, fällt ihm die russische Promenadenmischung in ihrer Raumkapsel wieder ein. Er wird erst mit großer Verspätung erfahren, dass das Tier kurz nach seinem Austritt aus der Atmosphäre ver-

endet ist, dass der hohe Druck und die Temperaturen zu viel für es waren. Er wird zurückdenken an diesen toten Weltraumforscher und die offen an der Wand hängende Fälschung, und seine eigene Naivität wird ihm als fast schon grotesk erscheinen. Im Moment sieht er immerhin, dass das Bild leicht schief hängt, die rechte untere Ecke ein paar Zentimeter tiefer als die linke. Er rückt es gerade, dann knipst er das Badezimmerlicht aus und steigt ins Bett.